von Christian Bala

FREIHEIT FÜR MASCHINEN – STATT FÜR MENSCHEN

Aus den Reihen der Pioniere der digitalen Welt ist einer ihrer schärfsten Kritiker hervorgegangen: Jaron Lanier, ein Vorreiter der Virtual Reality. Google bezichtigte er des «digitalen Maoismus». Nun geisselt er in einem wütenden Manifest die philosophischen, psychologischen und ökonomischen Webfehler des Web 2.0.

Technische Disziplinen und Naturwissenschaften gelten gemeinhin als unkritisch: Was machbar ist, sollte auch umgesetzt werden – andernfalls steht man dem Fortschritt im Wege. Doch gerade Pioniere der Computertechnologie und des Internets, jenes Mediums, das unseren Alltag fundamental verändert hat, stehen in vorderster Linie, wenn es darum geht, Gefahren zu benennen und Missstände ihrer Disziplin anzuprangern.

Ein Beispiel ist Joseph Weizenbaum, einer der Väter der «künstlichen Intelligenz». Während der Versuche mit dem Programm «Eliza», das einen Psychotherapeuten simulieren konnte, verblüfften ihn die Reaktionen von Psychiatern und Probanden. Die Vertreter der Fachwelt träumten davon, Therapien zu automatisieren. Und die Testpersonen waren nach kürzester Zeit bereit, dem «Doctor», einem Computerprogramm, die intimsten Geheimnisse ihres Lebens anzuvertrauen.

Heute tun dies Millionen von Menschen in diversen sozialen Netzwerken, denen sie ihre Daten bereitwillig zur Verfügung stellen. Gedankenlos werden peinliche Bilder online gestellt, Kinder und Jugendliche sind dem Terror von «Cyberbullies» ausgesetzt, die sie bis in den Selbstmord treiben. Sind dies nur Risiken und Nebenwirkungen des Web 2.0? Oder liegt das Problem im Design des Mediums selber?

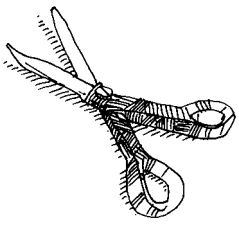
DER MENSCH WIRD ZUM GADGET

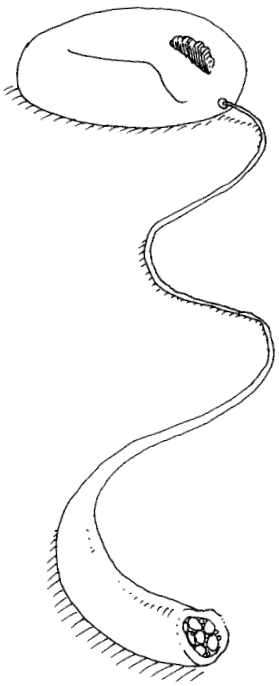
Jaron Lanier sieht drei grundlegende «Webfehler» der neuen sozialen Medien. In seinem Manifest «You Are Not a Gadget» kritisiert der Entwickler zahlreicher Virtual- Reality-Anwendungen, Publizist und Musiker die philosophischen, psychologischen und ökonomischen Fehler der Ideologie des Internets, die er als «Cybertotalitarismus» bezeichnet. Die Gemeinsamkeit zwischen dieser digitalen Welt- anschauung und den politischen Totalitarismen liegt für Lanier darin, dass beide versuchen, den Menschen nach ihrem Bilde zu formen.

Bereits Computerpioniere wie Alan Turing strebten danach, eine denkende Maschine zu entwickeln, die von einem Menschen nicht zu unterscheiden wäre. Autoren wie Raymond Kurzweil versprechen sich von der Technologie nichts weniger als eine Verbesserung des Menschen. Lanier sieht in dieser Utopie, die den Menschen letztlich überflüssig macht, die Ursache für einen Trend, der Personen zu blossen Eingabegeräten degradiert. Die digitale Ideologie «promotes radical freedom on the surface of the web, but that freedom, ironically, is more for machines than people». Nicht die Maschine passt sich den Bedürfnissen des Menschen an, vielmehr wird dieser zu einem «gadget», einem Anhängsel des Computers, an dessen Vorgaben er sich zu halten hat. So waren für Lanier die ersten persönlichen Webseiten Ausdruck individueller Kreativität, heute liessen sich die User sozialer Netzwerke freiwillig auf Multiple-Choice-Identitäten reduzieren. Dieser erste, philosophische oder, mit den Worten des Autors, «spirituelle» Fehler hat das psychologische Versagen der Benutzer zur Folge.

Die User sozialer Netzwerke lassen sich freiwillig auf Multiple-Choice-Identitäten reduzieren. Dieser erste «spirituelle» Fehler hat das psychologische Versagen der Benutzer zur Folge.

Indem reale Personen hinter den Rechnern verschwinden, verändert sich auch das Verhalten der





User: So wurde einerseits die Intelligenz der Masse zum Massstab erhoben. Dieser Kollektivismus, befürchtet der Autor, löscht letztlich die Individualität aus. Zudem hat andererseits die Anonymität im Netz dazu geführt, dass «Trolle» im Internet regelrechte Treibjagden initiieren können. Dieses Verhalten im Schutze der Anonymität und der hinter der Ideologie der Schwarmintelligenz steckende Gedanke, dass die Masse stets klüger sei als das Individuum, sind für Jaron Lanier Anzeichen der Entwertung des Menschen im sozialen Web 2.0.

IDEOLOGISCHER UNTERBAU FÜR DIE GRATISMENTALITÄT

Doch nicht nur der Mensch selbst wird im Netz entwertet, auch seine Kreativität und Arbeitskraft ist diesem Prozess unterworfen. Zwar hat das Internet für einige enormen Gewinn gebracht, siehe Google, für die Masse der Kreativen bleiben, so Jaron Lanier, nur Brosamen. Schuld daran ist eine «Gratismentalität», die all jene trifft, deren Produkte elektronisch reproduzierbar sind: Autoren, Musiker oder Filmemacher. Von ihnen, betont Lanier, erwarten sowohl Unternehmen als auch User, dass sie nicht durch ihre eigentliche Arbeit, sondern durch Werbung, vorzugsweise durch Google AdSense, oder den Verkauf von Nebenprodukten Gewinne erzielen – aber davon können nur die wenigsten ein Auskommen bestreiten.

Dies hält der Autor für die dritte Fehlentwicklung, die durch ökonomischen Nonsens entsteht, nämlich den Gedanken, dass Produkte von Kreativen umsonst zu haben seien. Letztlich zahlt irgendwer die Zeche, in diesem Fall die unabhängigen Künstler, die von den Früchten ihrer Arbeit nicht leben können. Wenn aber für diese Produkte nicht gezahlt wird, so bleiben letztlich nicht nur die Kreativen auf der Strecke, sondern leidet auch die menschliche Kreativität selbst, befürchtet Jaron Lanier. Die Schuld für diese Entwicklung gibt er der sogenannten «open culture», die er aber nur sehr diffus beschreibt. Lanier subsumiert unter diesem Schlagwort sowohl die Creative-Commons- und Free-Software-Bewegung als auch Wikipedia oder Google. Ebenso zählt er Autoren wie den Chefredakteur von Wired, Chris Anderson, dazu, der in seinem Buch «Free – Kostenlos» entsprechende «Geschäftsmodelle für die Herausforderungen des Internets» befürwortet. Dieser «offenen Kultur» wirft Lanier vor, dass sie der «Gratismentalität» einen ideologischen Unterbau und damit letztlich auch eine Rechtfertigung für kulturelle Mashups, für die wahllose Verknüpfung bestehender Inhalte, liefert.

OFFENE KULTUR DES PLAGIATS

Dass er mit seiner Einschätzung nicht vollkommen falsch liegt, zeigt der Anfang 2010 hitzig diskutierte Fall einer jungen Autorin, die Teile ihres Werks dem Roman eines Bloggers entnahm. Mit den Plagiatsvorwürfen konfrontiert, berief sie sich nonchalant auf ein Recht zur Kopie, ihr Werk versteht sie als Remix. Allerdings ist diese Sichtweise zweifelhaft, besteht der Sinn eines Remixes doch nicht darin, diesen als eigene Arbeit auszugeben. Dies wäre der Versuch, geistigen Diebstahl durch die verzerrte Darstellung einer Idee zu rechtfertigen. Für Lanier ist diese Idee, auf die sich Rechtfertiger, wenn auch fälschlicherweise, berufen können, das eigentliche Problem. Und darüber schreibt er sich bisweilen in Rage.

Spätestens in diesen Passagen wird deutlich, dass Lanier einen, wie er selbst sagt, «breiten Pinsel» für seine Zeichnung benutzt. Feinheiten kann er damit nur selten hervorheben. So ist das Betriebssystem Linux für ihn nur eine Fortschreibung des antiquierten UNIX, nicht aber ein Beleg dafür, dass Open-Source-Software innovativ und auch ein ökonomischer Erfolg sein kann. Ein anderes Beispiel: Lanier spricht sich vollkommen zu Recht dafür aus, dass die Arbeit der Kreativen bezahlt werden muss. Er übersieht dabei aber, dass Musiker, wie die Süddeutsche Zeitung (20. April 2010) meldete, auch durch legale Downloads in Onlineshops wie iTunes nur schwer den US-amerikanischen Mindestlohn von 1160,00 Dollar erreichen können. Der Gewinn wird einfach anderswo abgeschöpft.

Wie lässt sich der Furor des Autors erklären? Man liegt nicht falsch, wenn man dahinter die Vehemenz eines Bekehrten vermutet. Vor rund zehn Jahren vertrat Jaron Lanier in einem Artikel «Piracy Is Your Friend» für die New York Times (9. Mai 1999) die Ansicht, dass die Plattenfirmen die wahren «Piraten» seien, weil sie die Künstler daran hindern würden, ihre Musik effizient – und das hiess für ihn damals «frei» – zu vermarkten. In der gleichen Zeitung veröffentlichte er am 20. November 2007 einen Beitrag mit dem Titel «Pay Me for My Content», in dem er direkten Bezug auf seinen Piraterie-Artikel nahm, und den Lesern zurief: «I was wrong. We were all wrong.»
Auch wenn Jaron Laniers Manifest etwas grobpixelig daherkommt: Er weiss, worüber er schreibt, weil er selbst der digitalen Welt entstammt. Wie Joseph Weizenbaum hat er sich aber die Fähigkeit bewahrt, über Bits hinauszudenken. Allein darum sollte man sein Buch ernst nehmen – es ist eine wortgewaltige und herausragende Kritik an den Mythen des Web 2.0. Sein radikaler Humanismus demaskiert die Illusion, dass die sozialen Medien den Menschen in den Mittelpunkt stellen. Sein ökonomischer Realismus zeigt, dass einer Kultur, in der die User «gratis» denken, wenn sie «frei» sagen, langfristig der Boden unter den Füssen weggezogen wird.

Christian Bala ist freier Journalist und Dozent in Bochum. Er schreibt als freier Mitarbeiter für changeX.